

Thomas Kater

Bericht über die Jahrestagung des Arbeitskreises Historische Friedensforschung „Der Friede ist keine leere Idee ...“ – Bilder und Vorstellungen vom Frieden im langen 19. Jahrhundert, 31.10. bis 2.11.2003, Stitung Adam von Trott, Imshausen

Es ist in der (historischen) Friedensforschung verbreitet, vorrangig den Ursachen von Gewalt und Krieg nachzuspüren, um Alternativen zum gewaltsamen Austrag von Konflikten zu entwickeln. Bei der Jahrestagung 2003 des Arbeitskreises Historische Friedensforschung war dagegen der Frieden selbst Gegenstand, und zwar im Kontext von Friedensbildern und Friedensvorstellungen. Anspruch der Tagung war allerdings nicht die Rekonstruktion ihrer Veränderungen, im Mittelpunkt stand vielmehr die diesem Problem vorgelagerte Frage, welche Bilder und bildmächtigen Vorstellungen vom Frieden in welchen Kontexten kursieren.

Den Auftakt machte der Soziologe *Dierk Spreen* (Paderborn), der die These vom „Verschwinden von Friedensbildern am Beginn der Moderne“ aufgriff. Der Gesellschaftsbegriff der Soziologie „kassiert“ Friedensbilder, weil er das, was sie als „Ideal politischer Tugend vor Augen führen“, immer schon enthält. Eine Gesellschaft, die für sich Friedensbilder als „Ideal politischer Tugend“ entwirft, müsse jedoch im Begriff ‚Gesellschaft‘ den Krieg mitdenken. Daran anknüpfend zeichnete er am Beispiel der Zeitschrift *Phoebus* Elemente der ästhetischen Strategien der politischen Romantik nach. Hier wird Gesellschaft zwar im modernen Sinne gedacht, doch dem Krieg zugleich eine gesellschaftskonstitutive Funktion zugesprochen. Vor allem Adam Müller will das Soziale als „produktive Kraft“ mobilisieren und spricht dafür dem Krieg besondere Bedeutung zu. Er befördere „die Aktivierungsprozesse zur Stiftung des Friedens als gesellschaftliche Einheit.“ Zugleich ist für ihn das moderne Soziale die „gefährlichste Waffe der modernen Kriegführung“. Und so steht am Beginn moderner Gesellschaftsdiskurse nicht nur eine „militante Semantik des So-

zialen“, sondern ein Wechselspiel von Poesie und Krieg, mit dem der Zugriff auf Potentiale von Friedensbildern offen gehalten wird.

An der Wende um 1800 waren auch die Überlegungen des Politikwissenschaftlers *Hans-Otto Mühleisen* (Augsburg) zu „Reflexionen des Friedens in Bildern in der Zeit von 1785-1815“ angesiedelt. Ihnen lagen vor allem drei auffällige Beobachtungen zugrunde: Jedem Friedensschluss drohte seine schnelle Negation durch einen neuen Krieg, mit der Konsequenz einer „Angst vor dem Friedensschluss“; es gibt Sympathien mit der Idee des siegreichen Friedens; Friedensbilder entstehen nicht mehr an den Höfen. Gemessen an der Tradition können bei den Friedensbildern sowohl Kontinuitäten wie Diskontinuitäten festgestellt werden. Topoi des „alten höfischen Bildungsraumes“ werden weiter verwendet, doch wird zugleich die Konstitution zum Gegenstand in zunehmend plakativen und ideologisch gefärbten Bildern. Vor allem aber finden sich keine Darstellungen des „allgemeinen Friedens“, es „dominieren Bilder von Friedensschlüssen“. Und hier sind es zwei Motive, die immer wiederkehren: „Triumph vs. Trauer“ im Umfeld der Napoleonischen Kriege sowie, mit dem Ende des alten Reiches, „Hoffnung und Sehnsucht“ als Reaktion auf das, „was das Volk gefühlt hat“.

Vorstellungen vom Frieden in der philosophischen Diskussion um 1800 waren Gegenstand des Vortrages des Politikwissenschaftlers *Klaus Dicke* (Jena). Am Beispiel von Herder, Constant und Hegel skizzierte er verschiedene Facetten des philosophischen Diskurses, in dem Frieden primär politisch gefasst wird und nicht mehr als „Kategorie, die auf das Ganze der menschlichen Existenz geht“. Das Spektrum reicht dabei von der Verkopplung des Friedens mit grundlegenden anthropologischen Fragen und den Voraussetzungen gelingender Friedensstiftung z. B. durch Erziehung, über die Festlegung, dass Freiheit und Krieg nicht zusammenpassen, bis zu ihrer Konterkariierung, dass der Genuss der Freiheit erst im Kriege zur Wirklichkeit komme. Diesseits dieser bellizistischen Überwindungsversuche bleibt aber ein wesentliches Motiv, dass Frieden ein „Werk der Gerechtigkeit“ ist. Das ist zwar ein klassischer Topos, der aber dahingehend verändert wird, dass die Frage des richtigen Regierens in den Kontext der Frage nach der richtigen Verfassung gestellt wird. Und hier ist es der Topos vom republikanischen bzw. demokratischen Frieden, der die Debatte prägt: Freiheit und Frieden gehören zusammen.

Den zweiten Tag begann der Theologe *Martin Leutzsch* (Paderborn) mit seinem Vortrag zu „Spielarten des Tierfriedens im 19. Jahrhundert“. Frieden wird hier als „zielgerichteter Transformationsprozess“, als Befreiung und gleichzeitige Befriedung der Natur vorge-

stellt. „Das räuberische Tier kann friedlich leben, unter veränderten Bedingungen seine Natur ändern.“ Es ist Darwins Lehre, mit der die dem Tiefrieden eingeschriebenen utopischen Potentiale als „etwas Lächerliches“ zurückgewiesen werden. Mit Kropotkin wird zwar die wiederum in der Tierwelt begründete Vorstellung eines durch gegenseitige Hilfe und Solidarität ausgezeichneten Miteinander aufgerufen. Doch der Rekurs auf den Tierfrieden wird bleibend denunziert als „Ausdruck von Degeneration“, wobei gerade die Idyllisierung des Miteinanders seine „Irrelevanz für die Lebenswirklichkeit“ begründe.

Eine spezifische Verkopplung von Freiheit und Frieden stellte der Kunsthistoriker und Philosoph *Stefan Groß* (Jena) am Beispiel der Gartenanlagen in Wörlitz und Weimar dar, die hier im Ort gelingenden Lebens dargestellt wird, in der die Freiheit repräsentierenden friedlichen Naturidylle. Der Versuch, den Garten als Ort von Freiheit und Frieden zu konzipieren, folgt dabei dem Anspruch, ihn nach der Natur zu gestalten: Es geht um freiheitliches Naturerleben, das durch bewusst gesetzte Stilmittel möglich werden soll. Diese Gartenkunst muss sich allerdings den Vorwurf „ikonographischer Überfrachtungen“ gefallen lassen, will sie doch „der Natur etwas aufzwingen“. Im Gegenzug wird Freiheit als Befreiung der Natur an die Gartenkunst herangetragen. Der Garten erscheint dabei sowohl als Lokalisierung der „arkadischen Idee idealer Freiheit“ wie auch als „Fluchtort“, wo jenseits des gesellschaftlichen Geschehens „individuelle Vorstellungen von Frieden und Freiheit“ sich verwirklichen können.

Freiheit war ein zentrales Motiv auch der Überlegungen des Germanisten und Kulturhistorikers *Peter Glasner* (Köln) zu „Nibelungischen Friedensbildern in der Zelt- und Feldpoesie 1815“. Anhand der von August Zeune besorgten „Schul-, Feld- und Zeltausgabe“ des Nibelungenliedes legte er dar, dass diese frühe Rezeption eigentümliche Friedensbilder hervorgebracht hat, die der „substantiellen Ambiguität“ des Nibelungenliedes entsprechen. Zeunes „nationalpädagogische Instrumentalisierung des Nibelungenliedes“ lebt von dem Anspruch, dass mit diesem Text ein „nationales Sprach- und Kulturbewusstsein“ gebildet werden könne, das zur Grundlage einer Vorstellung vom Frieden als „Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes“ wird. Der Text soll aber auch eine „kriegerische Motivationslektüre“ ermöglichen. Weil dabei das textimmanente Reservoir von Friedensvorstellungen ausgeblendet wird, entsteht eine Spannung zwischen „heroischen und idyllischen Projektionen“. Und so zeigen sich bei Zeune Friedensvorstellungen zwischen „kriegsmotivierenden Friedensdarstellungen der Franzosenherrschaft“ und der „friedlichen Utopie einer

einheitlichen Nation, die als lesende Kriegergemeinschaft zur Kulturation gebildet werden sollte“.

Im Anschluss daran wandte sich der Kunsthistoriker *Hans-Martin Kaulbach* (Stuttgart) der Frage nach „Allegorie und Realität in Friedensbildern des 19. Jahrhunderts“ zu. Die Beispiele waren zum einen aus dem politisch-öffentlichen Raum gewählt, zum anderen Bilder des Alltags als brüchigem Friedensraum, in dem der Krieg präsent ist: Die Idyllen des Alltags können sich nicht von ihm lösen. Am Beispiel des Münchner Friedensdenkmals zeigte er, wie Frieden im öffentlichen Raum als Attribut der inneren Ordnung des Gemeinwesens verbunden wird mit der guten Herrschaft, wobei im Unterschied zu älteren Darstellungen die Konstitution selbst als Friedenssymbol erscheint. Nach 1870/71 tritt hier ein Wandel ein. Anhand des Niederwalddenkmals legte er dar, wie Frieden als Siegfrieden vorgestellt wird. Frieden hat keine eigenen Attribute mehr, sondern wird selbst zum Attribut der politischen Ordnung und ihrer Symbole. Und hier zeigte sich, dass für die beginnende Moderne nicht allein die Frage, welche Attribute den Frieden bestimmen, leitend sein kann, vielmehr auch gefragt werden muss, wo der Friede selbst zum Attribut wird.

Im Kontext des späten 18. Jahrhunderts war der Vortrag der Politikwissenschaftlerin *Helke Dreier* (Hagen) angesiedelt, die sich mit den Vorstellungen Friedrich Karl von Mosers beschäftigte. Leitend sind für seine Vorstellungen vom positiven Frieden der Begriff „Glückseligkeit“ und die Verbindung der Begriffe „Ordnung, Wohlstand, Glück“. Freiheit wird dabei zum zentralen Kriterium für das Wohl des Volkes, und so konzentrieren sich Mosers Überlegungen auf die Mechanismen, die Frieden ermöglichen. Da für ihn die Gewaltenteilung von größter Bedeutung ist, setzt er im Umkehrschluss in klassischer Manier „Despotismus mit Unfrieden gleich“. Ergänzt werden sollen die politischen Mechanismen durch Religion als „Quelle ethischen Verhaltens“. Dem korrespondiert, dass für die Frage, was Frieden sei, Moser festhält: „Im Diesseits ist nur ein temporärer Frieden möglich. Der ewige Frieden ist dem Jenseits vorbehalten“.

In ganz anderer Weise mit dem „Jenseits“ beschäftigte sich der Medien- und Kulturwissenschaftler *Albert Kümmerl* (Konstanz) in seinem Vortrag „Utopien des Adorzismus“. Mit dem aus der Anthropologie stammenden Begriff ‚Adorzismus‘ wird eine dem „Exorzismus entgegengesetzte Strategie des Umgangs mit Besessenheit“ benannt, bei der es nicht um die Austreibung der Geister geht, sondern um „Strategien für ein Leben mit den Geistern“: Man mache sie zu „seinen Geistern“. Im Mittelpunkt stand dabei die Frage, ob die spiritistischen Strömungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als europäisch-

amerikanische Variante dieser „Friedensutopie“ aufgefasst werden können. Das spezifisch friedensutopische Potential des adorzistischen Umgangs mit dem Anderen liegt darin, dass es nicht um Ausgrenzung geht, und damit um eine potentielle Freund-Feind Relation, sondern um „die Pflege durchlässiger Grenzen“. Entsprechend hielt Albert Kümmerle fest: „Dissoziation ist für Adorzisten kein anormales, sondern ein akzeptiertes, zum Teil sogar erwünschtes Phänomen“. Für den Spiritismus des 19. Jahrhunderts legte er dar, dass dieses wichtige Element der urbanen Kultur „per se als adorzistisches Unternehmen“ aufgefasst werden kann: Als Beispiel vom kurzen „Glück mit dem Fremden, ohne es beherrschen zu müssen“.

Den Abschluss der Tagung bestritt *Peter van den Dungen* (Bradford) mit seinem Vortrag „Friede im Museum – Was stellen Friedensmuseen aus?“. Zwar wurde damit der engere thematische Rahmen verlassen, doch eine Reihe von grundsätzlichen Fragen aus einer anderen Perspektive angesprochen. Denn festzuhalten ist, dass die Auffassung, es gebe einen Begriff und spezifische mit diesem Begriff korrespondierende Vorstellungen und Bilder vom Frieden, unangemessen ist. Friedensbilder und -vorstellungen variieren abhängig von den Kontexten, in denen sie auftauchen. Macht- und gewaltbasierte Vorstellungen vom Frieden können einhergehen mit Vorstellungen von Idylle, Harmonie und Ruhe. So ist Frieden nicht nur ein im historischen Wandel sich verändernder Begriff, sondern zugleich eine angemessene Kontextualisierung für die Bestimmung seiner Bild- und Vorstellungspotentiale notwendig. Das machten die Überlegungen von *Peter van den Dungen* zu verschiedenen Konzepten von Friedensmuseen noch einmal deutlich. Unter ‚Friedensmuseum‘ wird sowohl die Präsentation von Militärtechnik und Kriegshandwerk verstanden – „das erste Friedensmuseum sah aus wie ein Kriegsmuseum“ – wie auch die Darstellung der Schrecken des Krieges. Diese „Antikriegsmuseen“ werden getragen von der Hoffnung, über die Darstellung des Krieges zum Frieden erziehen zu können. Sie können aber auch „als Mahnmal für die ganze Welt“ fungieren, so z. B. das Atomic-Bomb-Museum in Japan, aber auch als regional situierte Mahnmale wie Museen z. B. zum Zweiten Weltkrieg. Seit den 1980er Jahren gibt es darüber hinaus eine Reihe von Museumsgründungen, die sich ausdrücklich als *Friedensmuseen* verstehen und vor dem zentralen Problem stehen, zu bestimmen, was Frieden ist. Am Beispiel ihrer z. T. problematischen Ausstellungskonzeptionen konnte *Peter van den Dungen* zeigen, dass nicht wenige von ihnen an genau dieser Frage zu scheitern drohen.